

„Manchmal möchte ich auf Mallorca leben“

INTERVIEW: Der Berliner Popsänger Tom Lüneburger bevorzugt melancholische Songs – Mit seiner Band kommt er nach Ludwigshafen

Er wird als die schönste und traurigste Stimme Berlins bezeichnet. Der Sänger und Songschreiber Tom Lüneburger ist zurzeit wieder auf Tour und gastiert auch in Ludwigshafen. Ein Gespräch mit dem 42-jährigen über die Lust am Leiden, den Weg zum guten Song und die Widrigkeiten des Musikgeschäfts.

Tom Lüneburger, Ihre neue Platte „Head Orchestra“ ist wie ein Film im Kopf. Welche Bilder hatten Sie vor Augen, als Sie die Songs schrieben?
In der Zeit, als ich die Songs schrieb, hat sich bei mir privat alles umgewälzt. Danach war nichts mehr so, wie es war. Und dann habe ich mein Heil in der Musik gesucht. Ich kann die Gedanken, die mich den ganzen Tag umschweben, leider nicht ausstellen. Mein Kopf dreht sich von morgens bis abends. Da ist Musik immer ein gutes Medium, um die Gedanken für einen Moment vom Traurigen zum Schönen hinzulenken. Das funktioniert bei mir ganz gut.

In Ihrer Musik schwingt eine leise Melancholie mit.
Melancholie liegt immer im Ohr des Betrachters. Meine Texte sind ganz schön traurig, aber die Musik ist gar nicht so. Ich persönlich habe einen Hang zu Melancholie und zu melancholischer Musik. Ich mag dieses Gefühl. Manchmal ist es mir aber auch zu viel.

Ist Melancholie eine schöpferische, schwebende Lust am Leiden?
Das ist die eine Seite: Diesen berühmten Blues, den man braucht, um einen schönen Song zu schreiben. Andererseits finde ich es manchmal auch sehr anstrengend und wünsche mir, ein bisschen stumpfer im Hirn zu sein, gute Laune zu haben und auf Mallorca zu wohnen. Aber es ist nun mal eben nicht so. Manchmal hilft auch eine Flasche guten Whiskys.

Das Thema des Albums ist Verlust. Haben Sie in letzter Zeit einen geliebten Menschen verloren?
Genau. Darüber möchte ich aber nur

am Rande sprechen. Ich dachte immer, mir kann so etwas nichts anhaben. Aber dann gab es eine heftige Situation in meinem Leben, die mich sehr abgeschossen hat. Seitdem arbeite ich daran, damit klarzukommen. Für mich war es okay, das auf meinem Album zu thematisieren. Erst im Nachhinein habe ich festgestellt, dass es fast ein Konzeptalbum geworden ist.

Wie haben Sie es geschafft, den negativen Gedanken zu entweichen und einen neuen Anfang zu finden?
Ich bin noch mittendrin. Natürlich habe ich mit der Zeit gelernt, mich auf andere Dinge zu konzentrieren. Ich bin zum Beispiel an Orte gefahren, an denen ich noch nie war. So bin ich für vier Monate zu einem Freund auf niedersächsische Land gezogen. Er hat ein riesiges altes Landhaus. Ich musste mir dort erst mal ein Auto kaufen, damit ich überhaupt einkaufen gehen konnte.

Was haben Sie dort getan?
In dem Haus schrieb ich fast alle Songs für die Platte. In einem Zimmer stand mein Bett, in einem anderen gegenüber richtete ich mir ein kleines Studio ein. Gearbeitet habe ich oft nachts. Dazu kamen Gespräche mit dem Freund und endlose Wanderungen durch die Landschaft. Ich habe es einfach laufen lassen, ohne daran zu denken, dass dabei etwas herauskommen muss.

Welche Erkenntnisse haben Sie in dieser Zeit gewonnen?
Dass das Alleinsein ganz schön schwierig sein und einen vor große Herausforderungen stellen kann. Zu zweit hat man einen anderen Blick auf die Welt. Ich habe gemerkt, dass ich mich nicht hängen lassen darf.

Auf dem Album arbeiten Sie erstmals mit einer Band. Was hat Sie zu diesem Schritt bewegt?
Auf der diesjährigen Tour werde ich zum ersten Mal von einer Band begleitet. Das Album ist bunter ausgefallen als seine Vorgänger. Aber fast



„Alleinsein ist schwierig“: Tom Lüneburger. FOTO: TOM LAU/KRISTIN ALBRECHT

alles haben mein Produzent und ich alleine gemacht. Ich hatte dann einfach Bock, diese Tour mit Kumpels zu spielen. Wir steigen wie bei einer Klassenfahrt zusammen in den Bus. Dafür wollte ich nicht die typischen Berliner Mietmusiker haben, sondern tolle Freunde aus der Szene. Ich habe

keine Lust auf eine einstudierte Rockshow à la U2 oder Coldplay. Es soll ein intimer Abend werden mit dem Fokus auf Stimme und Gitarre.

Wie haben Sie zu Ihrem charakteristischen Stil gefunden?
Ich weiß es nicht. Ich habe immer

mein eigenes Süppchen gekocht und sehr wenig nach rechts und links geguckt. Ich bekam öfter das Angebot, für andere Künstler zu schreiben, aber wahrgenommen habe ich das bis heute nie. Dann entsteht vielleicht so was wie ein eigener Sound. Das zu behaupten wäre aber vermessen. Am Ende besteht Musik aus ein paar Tönen und sehr viel Emotionen.

Was ist Ihnen persönlich wichtig in Ihrem Business?
Ich bin kein Grünhorn mehr. Ich habe gelernt, dass es wichtig ist, sich ein Umfeld zu schaffen mit Leuten, die man mag und mit denen man jederzeit ein Bier trinken kann. In meiner Anfangszeit bin ich mit meiner damaligen Band durch zwei Major-Plattenfirmen durchgeführt worden. Bis auf unseren Produktmanager kannte ich bei dieser Firma keine weiteren Personen. Das ist heute anders.

Ihr Album wurde von der Initiative Musik gefördert, einer Förderinitiative der Bundesregierung für die Musikwirtschaft in Deutschland. Damit haben Sie als Künstler den offiziellen Segen der Bundesregierung erhalten. Wie finden Sie das?
Viele Indie-Labels versuchen, an Fördersummen zu kommen. Klar gibt es eine Diskrepanz zwischen Subkultur und Staat, aber die Zeiten haben sich geändert. Heute machen wahnsinnig viele Leute Musik. So eine Förderinitiative ist vielleicht ein kleiner Filter. Für uns war das jedenfalls eine schöne Sache. Es sind keine Unsummen, aber eine kleine Hilfe war es auf jeden Fall. Man muss jeden Cent knallhart nachweisen können. In Skandinavien sind solche Programme Standard.

Warum sind Sie Musiker geworden? Hatten Sie einfach keinen Bock, normal arbeiten zu gehen?
(lacht) Ich bin auch normal arbeiten gegangen und das sehr gerne. Ich stamme aus einer Musikerfamilie. Mein Vater ist mit uns immer von einem Engagement zum nächsten gezogen. Irgendwann landeten wir in einem Dorf im Schwarzwald, wo es

nicht viele Optionen gab. Dort konnte man mit 15 Mofa fahren und mit 16 Moped. Und dann gab es noch den Fußballclub. Ich wollte natürlich Profifußballer werden und hatte mit 16 mein erstes Moped. Aber sollte das schon alles gewesen sein? Ich stellte dann relativ spät fest, dass ich auch Musik machen wollte. Unterricht hatte ich aber nie. Stattdessen fütterte mich mein Vater mit alten Platten von den Beatles bis zu den Stones. Für mich kam es nie in Frage, auf Deutsch zu singen. Davon gibt es genug Leute.

Wollen Sie mit Ihrer Musik auch Stellung beziehen zu unserer Gesellschaft?
Das überlasse ich den Barden, die das gut können. Ich mache das lieber im Privaten. Ich diskutiere wahnsinnig gern mit Freunden über Politik oder gesellschaftliche Zusammenhänge. In meiner Musik geht es in erster Linie um Melodien und Harmonien. Der Inhalt kommt dann automatisch dazu.

Interview: Olaf Neumann

TERMIN

Konzert mit Tom Lüneburger am Donnerstag, 5. März, 20 Uhr, im Ludwigshafener Kulturzentrum Das Haus.

ZUR PERSON

Tom Lüneburger

Mit seiner Band Myballoon gewann er vor 15 Jahren den Viva-Cometen als „Newcomer of the Year“, später nahm er mit Silbermond-Sängerin Stefanie Kloß das Duett „We Are One“ auf. Tom Lüneburger wurde 1973 in Berlin geboren, verbrachte seine Kindheit im Schwarzwald, mit Anfang 20 kehrte er nach Berlin zurück. Zwei Alben produzierte er mit Myballoon, nach Auflösung der Band machte Lüneburger ab 2009 alleine weiter. „Good Intentions“ hieß das Debütalbum als Singer/Songwriter, jetzt ist sein drittes Soloalbum „Head Orchestra“ erschienen. Es zeigt einen Wandel zu seinen eigenen Ton gefunden hat – dunkel, melancholisch und jenseits des Pop-Mainstream. (rhp)

Berlin: Stadt enttäuschter Hoffnung

Die aus Russland stammende Autorin Nellja Veremey liest in der Reihe „Europa/Morgen/Land“ in Mannheim

VON HEIKE MARX

Ihrem Romanerstling „Berlin liegt im Osten“ hat Nellja Veremey auf dem Mannheimer Museumsschiff vorgestellt. Es ist ein echter Berlin-Roman und seit 2013 schon in dritter Auflage erschienen. Sie ist nach Katja Petrowskaja die zweite Russin in der aktuellen Lesesaison von „Europa/Morgen/Land“, und es sieht so aus, als deute sich darin eine Zäsur an: weg von einer Migrationsliteratur, hin zur Literatur.

Der literarische Migrationskult ist ein merkwürdiges deutsches Phänomen. In einer Sprache zu schreiben, die nicht die Muttersprache war, wird als besondere Leistung herausgestellt. Es gibt dafür einen speziellen Preis, der nach dem deutschen Romantiker Adelbert von Chamisso benannt ist, bei dem man einen hugenottischen Migrationshintergrund entdeckt hat. In der Weltliteratur ist der Wechsel zu einer anderen Sprache recht häufig und hängt mit der Anziehungskraft li-



Will keine Autorin mit „Migrationshintergrund“ sein: Nellja Veremey in Mannheim. FOTO: KUNZ

terarischer Zentren zusammen. Dass der französische schreibende Samuel Beckett aus Irland stammte, sein Kollege Eugène Ionesco aus Rumänien, fand niemand erwähnenswert, als ih-

re Stücke auf deutschen Bühnen Triumphe feierten. Und beim Ungarn Ödön von Horváth interessierte nicht, dass er erst als Zwölfjähriger Deutsch gelernt hat.

Der literarische Migrationskult hat also spezifische Ursachen. Er hat keineswegs nur leuchtende Blüten, sondern auch viel geschickte Vermarktung hervorgebracht. Was die Leserschaft erwartet und goutiert, sind Türken mit einem nie endenden Gefühl des Andersseins; sind Balkanflüchtlinge in elegischer Dauerklage; sind Orientalen, die Sehnsuchtsbrücken schlagen. Trennt sich jetzt die Spreu vom Weizen, kommen endlich Autoren nach vorn, deren Beiträge die deutsche Literatur bereichern?

Wie Katja Petrowskaja hat Nellja Veremey in Russland studiert und erst als Erwachsene Deutsch gelernt. Bei beiden ist beim Lesen der russische Akzent deutlich hörbar; aber Phonetik hat nichts mit Literatur zu tun. „Berlin liegt im Osten“ ist ein Berliner Roman, der am Alexanderplatz spielt, literarisch ein Verweis auf den Roman

von Alfred Döblin, geografisch-politisch auf Ostberlin, Hauptstadt der DDR. Die hier zusammengeführt werden, sind die russische Einwanderin Lena und Herr Seitz, der Journalist war, mit der Wende seinen Job verlor und nun ein graues Rentnerdasein führt. Sie haben beide, so Ich-Erzählerin Lena, „einen Großteil unseres Lebens unter roten Fahnen verbracht“. Ihr früheres Leben ist in die Gegenwart eingeflochten, die beiden nicht gebracht hat, was sie sich erhofften. Die Autorin erzählt subtil und behutsam von den kleinen Dingen, die im Leben meist die großen Unterschiede machen. Früher und heute, hier und dort gibt es Licht und Schatten. Gerade die Mischung ist für Lena schmerzhaft. Hier hat Nellja Veremey viel Autobiografisches verarbeitet.

Lena hat früh die sowjetische Provinz verlassen, in der ihre Mutter allein zurückgeblieben ist. Sie zog zum Studium ins weltläufige Leningrad und später ins westliche „Paradies“. Ihre große Liebe kam ihr dabei abhandeln. Sie ist Altenpflegerin und lebt

mit ihrer herangewachsenen Tochter in einer Zwei-Zimmer-Wohnung am Alexanderplatz. Es ist ihr peinlich, dass sie es nicht weiter gebracht hat. Ihrer Mutter, die zu Besuch nach Berlin kommt, sagt sie, dass sie Russisch unterrichtete; das ist mehr als Altenpflegerin. Die baurische Vierschrötigkeit der Mutter ist Lena ebenfalls peinlich. Tochter Marina kichert über deren naive Weltuntergangssänge.

Berlin ist für Nellja Veremey der Ort, an dem sich zwei tektonische Platten der Zeitgeschichte aneinander reiben. Wie die osteuropäischen Metropolen ist es eine relativ junge Stadt. Sie wollte ein Berlin-Buch mit Ostbezug schreiben, sagte sie, und auf keinen Fall in die Kategorie „Frauenroman“ oder „Migrationshintergrund“ gesteckt werden. Der Frage nach ihrer „Beurteilung der gegenwärtigen Lage“ wich sie klug aus: „Alle reden, wissen aber nur wenig. Es ist eine komplexe und gefährliche Situation“. Sie warb für ein „Weg von dem bewertenden Blick“, für ein „menschlicher machen“ statt zu ideologisieren.

„Offene Welt“: Start des Festivals morgen im Pfalzbau-Theater

Morgen um 18 Uhr wird das internationale Festival „Offene Welt“ im Theater im Pfalzbau eröffnet. Im Gläsernen Foyer spricht die Publizistin Mely Kiyak, die mit Beiträgen zur Migrations- und Integrationspolitik regelmäßig in „Zeit“, „Welt“, „taz“ und anderen Zeitungen vertreten ist und auch eine Kolumne fürs Berliner Gorki-Theater schreibt. Zum Festivalauftakt ist anschließend die Deutschlandpremiere der kroatischen Produktion „Aleksandra Zec“ zu sehen. Das Stück von Oliver Frlić erzählt von einer zwölfjährigen Schülerin, die während des Balkankrieges ermordet wurde. Mit der Mixed-Media-Ausstellung „Bulky Luggage“ des Künstlers Jamesdin beginnt um 22 Uhr die „Serbinale“, die während des Festivals Kunst, Musik, Literatur und Filme aus Serbien vorstellt. Auch das Klangprojekt „Ludwigshafener Sound Surround“ ist am Donnerstag um 17.30 Uhr erstmals zu hören. Komponist Volker Staub verbindet in seiner Collage die Geräusche und Musikwelten der Stadt. (dw)

Quittenkantate mit Schmah

Literaturfestival „lesen.hören9“ in Mannheim: Die Wiener Autoren Klaus Nüchtern und Tex Rubinowitz liefern sich ein unterhaltsames Lese-Duell

VON STEFANIE SCHNITZLER

Ein Duell zweier Wiener Wortkünstler gab es beim Mannheimer Literaturfestival „lesen.hören9“. Klaus Nüchtern und Tex Rubinowitz befehden sich ganz freundschaftlich mit Randnotizen, Fußnoten, biografischen Anekdoten und jeder Menge Wortwitz.

Tex Rubinowitz ist Bachmannpreisträger, Cartoonist, Reisejournalist und pflegt auf seine Weise eine eigenwillige Form des Alleinunterhaltens. Aus seiner Feder stammen Buchtitel wie „Rumgurken. Reisen ohne Plan aber mit Ziel“ oder „Auf den Unis gibt's Gratis-Rettich. 158 Zeichnungen und 1 Nachwort“. In Ringelshirt, hochgekremelter Jeans und Turnschuhen nahm er seinen Platz ein, auf der rechten Seite des doppelten Lesepults in der Alten Feuerwache.

Links vertrat Klaus Nüchtern im dunklen Anzug mit wild gemustertem Hemd seine eigene Interpretation von ganz und gar nicht biederem Wiener Schmah. Für seine journalis-

tische Arbeit hat er 2011 den Österreichischen Staatspreis für Literaturkritik erhalten, seine Kolumne „Nüchtern betrachtet“ erscheint seit 1990 regelmäßig in der Wiener Wochenzeitung „Falter“. Die Texte sind auch in Buchform zu haben unter so schönen Titeln wie: „Kleine Quittenkantate für Kastatensopran und Querflötenquintett“ oder „Kleines Gulasch in St. Pölten“. Beide Autoren sind 1961 geboren, arbeiten beim „Falter“, leben in Wien und sind augenscheinlich als literarisches Duo aufeinander eingespielt. Wer wann was liest, erzählt, anekdotet oder witzelt, wird spontan und öffentlich verhandelt.

Nüchtern ergänzt die Auszüge aus seinen kurzweiligen Kolumnen durch persönliche Einschübe aus seinem Leben. Während in der Kolumne beispielsweise die Rückbesinnung der aus den Fugen geratenen Gourmetkochkunst zur bodenständigen Zwiebel Suppe gefordert wird, verrät Nüchtern, seine liebste Geldverbrennungsanlage sei sein Plattenlabel „Handsemmel-Records“. Mit den dort erscheinenden Free-Jazz-CDs

lasse sich das im Literaturbetrieb so spielend verdiente Geld auf sehr angenehme Art wieder loswerden. Liebevoll beschreibt Nüchtern, wie er die Alterslangeweile, eine offenbar in jungen Jahren ungekannte Form der Langeweile, durch Klarinette spielen zu bezwingen sucht. Seine Kämpfe mit der Überblasklappe schildert er eindringlich. Dabei haben seine Texte Biss und können zuweilen sogar lyrisch funkeln.

Tex Rubinowitz, der die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden zu seiner Disziplin erkoren hat, hält dagegen nicht stand. Da hilft es nicht, Joy Flemming gefühlte 20 Mal zu erwähnen, nur um zu zeigen, dass man weiß, dass man sich in Mannheim befindet. Seine Strategie, auf schlechten Witzen und Anekdoten so lange herumzureiten, bis sie sich endgültig totlaufen, wirkt nicht charmant sondern nervtötend. So gerät die dritte Anekdote über seine Lesung anlässlich der Verleihung des Bachmannpreises in Klagenfurt zur Farce. Rubinowitz bekommt die vielen Hölzchen und Stöckchen, von denen



Wer wann was liest, wird spontan verhandelt: Klaus Nüchtern (links) und Tex Rubinowitz in Mannheim. FOTO: KUNZ

er sich treiben lässt, nicht mehr zu einer Geschichte zusammen.

Vielleicht war auch die Entscheidung, fast ausschließlich aus seinem Buch „Die sieben Plurale von Rhabarber“ zu lesen nicht sehr hilfreich. Das

Publikum wurde erschlagen mit Listen, die die Welt nicht braucht, wie etwa der Liste der zehn zähesten Verfolgungsjagden („auf dem Zahnfleisch kriechen und Co“) oder den zehn Arten, Enten fertig zu machen

(„Ersatzgans, Wasserdackel und Co“). Das Duell der beiden alternden Enthusiasten beim Literaturfestival hat ganz eindeutig Klaus Nüchtern für sich entschieden. Der Sieg lief ihm nicht besonders schwer.